

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **50 (1970-1971)**

Heft 4: **Presse in der Krise? : ein internationaler Querschnitt**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER BONJOUR-BERICHT IN DER ZEITGESCHICHTLICHEN KONTROVERSE (II)

Hatte der erste Band des Bonjour-Berichtes die Ereignisse von Kriegsausbruch bis tief in das Jahr 1940 nachgezeichnet, so werden im nun kürzlich erschienenen zweiten Teil unter Aussparung der wirtschaftlichen Thematik die militärischen, pressepolitischen und diplomatischen Vorgänge bis zum Kriegsende fortgeführt¹. Dass nicht nur die schweizerische Aussenpolitik während des Zweiten Weltkrieges, sondern auch zahlreiche andere Aspekte und ungenügend abgeklärte Ereignisse zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden mussten, hat die übersichtliche Gestaltung der umfangreichen Materie beinahe zu einer unlösbaren Aufgabe werden lassen. Eine chronologisch durchgehende Darstellung eng ineinandergreifender Themenkreise hätte manche Zusammenhänge wohl leichter fassbar veranschaulichen können. So werden etwa die bereits gesondert aufgezeigten Vorgänge um die Eingabe der 173 durch die im vorliegenden Band enthaltene Analyse der damaligen Pressepolitik erheblich transparenter. Dieser Methode, die gleichsam mit Längsschnitten der Problemstellung auf den Grund gehen will, wohnt jedoch die Gefahr der isolierten Betrachtung wie der unvermeidlichen Wiederholung inne. Gerade wer die einzelnen Phasen jener Kriegsjahre, die die Schweiz zu durchstehen hatte, in ihrer Vielschichtigkeit durchmessen will, wird die von Edgar Bonjour gewählte Darstellungsform bevorzugen.

Der erste Abschnitt des wiederum in vier Hauptteile gegliederten Buches befasst sich mit den militärpolitischen Vorgängen, wobei dem umstrittenen Gebiet

der Nachrichtendienste besonderes Gewicht zukommt. Wohl das bedeutsamste Kapitel dieses Bandes steht gleich zu Anfang: die «Generalstabsbesprechungen mit Frankreich» und ihr Bekanntwerden durch den Aktenfund von La Charité-sur-Loire, der im Juni 1940 den vorrückenden deutschen Truppen in die Hände gefallen war. Die hieraus resultierende Belastung der schweizerischen Aussenpolitik gehört mit zu den schwierigsten und kompliziertesten Episoden unserer jüngsten Vergangenheit.

Da die Originalakten anscheinend vernichtet worden sind, musste sich auch die vorliegende Darstellung «zur Hauptsache auf ausländische Sekundärquellen und auf Kombinationen» stützen (S.13). Die inoffizielle Fühlungnahme mit dem französischen Oberkommando durch Henri Guisan schon vor Kriegsausbruch, die unter dem General vorangetriebene Koordination des schweizerischen und des französischen Armeedispositivs sowie die in der Folge bis in die Details gehenden Vereinbarungen hatten nur ein militärisches Ziel zum Inhalt: Ein erfolgreicher Angriff Deutschlands auf die Schweiz sollte zusammen mit den zu Hilfe gerufenen französischen Truppen wirkungsvoll abgewehrt werden.

Abgesehen von wichtigen Einzelheiten, die zu eruieren dem Verfasser gelang, interessiert im Rahmen einer Untersuchung über die schweizerische Aussenpolitik der neutralitätspolitische Aspekt, unter dem die Generalstabsbesprechungen mit Frankreich ebenfalls zu beurteilen sind. Um so mehr war man gespannt, zu welchem Ergebnis Edgar Bonjour als hervorragender Kenner der schweizerischen Neu-

tralitätsgeschichte gelangt ist. In dem bevorstehenden unerbittlichen Existenzkampf, so meint er, «wollte man durch momentane Schürfung der Neutralität sich auf die Dauer die unversehrte, absolute Neutralität erhalten» (S.46). Der Verfasser sieht in dem einseitigen Vorgehen von General Guisan lediglich einen gewagten Grenzfall der Neutralitätspolitik, scheint jedoch eine eindeutige Verletzung der Neutralität auszuschliessen. In Sorge um die Erhaltung der Heimat hatte General Guisan das Risiko seines schwerwiegenden Schrittes auf sich genommen. Dabei ging es dem General, so möchte man einwenden, wohl weniger um eine Rettung der unversehrten, absoluten Neutralität, sondern viel eher um die rein existenzielle Selbstbehauptung. Die vorliegende Darstellung wird der umstrittenen Fühlungnahme Henri Guisans in vorbildlicher Weise gerecht. Hingegen scheinen die Auswirkungen der durch den Aktenfund von La Charité den höchsten deutschen Stellen bekannt gewordenen geheimen Absprachen nicht in ihrem Gesamtzusammenhang zur Geltung zu kommen. Die kompromittierte Neutralitätspolitik Pilets, den der General auch nach dem gerüchteweisen Bekanntwerden des Dokumentenfundes bewusst nicht informierte, und die verschiedenen Einmischungsversuche in die schweizerische Aussenpolitik wären ein interessanter Gegenstand für eine spätere umfassende Untersuchung.

Umstrittene Verbindung Schellenberg-Masson

Ein weiteres Kapitel, das der Diskussion neue Impulse zu geben vermag, behandelt die Zusammenkunft zwischen General Guisan und Walter Schellenberg im März 1943. Diese Begegnung fand in einer bereits wesentlich veränderten Situation statt. Nachdem in Russland die deutsche Niederlage sich abzuzeichnen begann und in Italien das faschistische Regime mehr und mehr zerfiel, befasste man sich im deutschen Führerhauptquartier erneut mit der Schweiz. Würde sie ihr Gebiet auch gegen-

über den alliierten Streitkräften entschlossen verteidigen, mit deren Landung in Süditalien jetzt zu rechnen war?

Oberstbrigadier Roger Masson, der Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes, wusste, dass bei den massgebenden Stellen des Dritten Reiches seit dem Aktenfund von La Charité das Vertrauen in die Neutralität der schweizerischen Heeresleitung erschüttert war. Im Bemühen, dieses der Schweiz gefährliche Misstrauen zu zerstreuen, und mit der Absicht, kleinere Forderungen zu Gunsten der Schweiz erfüllt zu erhalten, hatte Masson schon 1942 mit dem Chef des Auslandnachrichtendienstes im Amt VI des Reichssicherheitshauptamtes, Schellenberg, Verbindung aufgenommen. Selbst Massons fähigste Mitarbeiter, Max Waibel, Alfred Ernst und Hans Hausamann, warnten vor dieser Kontaktnahme, da sie mit Recht fürchten mussten, Schellenberg könnte wider den Willen Massons etwas über ihre Nachrichtenverbindungen erfahren.

Andere Bedenken gegen diese Beziehungen, die auf diesen Aspekt hin erst noch untersucht werden müssten, ergeben sich aus der Frage, ob Masson durch die Wahl seines Gesprächspartners nicht die ohnehin schwierige Position von Admiral Canaris, dem Chef der militärischen Abwehr, zusätzlich geschwächt hat. Hans Eggen, der während seiner undurchsichtigen Geschäfte für die SS mit dem schweizerischen Nachrichtendienst in Kontakt kam und die Verbindung zwischen Masson und Schellenberg herstellte, machte in seinen Vernehmungen nach dem Kriege selber eine Andeutung in dieser Richtung². Die Schweiz hatte alles Interesse daran, Admiral Canaris als einen bewährten Freund der Schweiz im Rivalitätenkampf der beiden deutschen Nachrichtendienste zu stützen.

Die Schellenberg gegenüber abgegebene Erklärung des Generals über seinen unerschütterlichen Willen, die Unabhängigkeit der Schweiz unter allen Umständen zu wahren, wie auch die durch Masson aus dieser Verbindung erlangten Zusagen haben der Schweiz einen gewissen Dienst ge-

leistet. Abgesehen von dem Doppelspiel Schellenbergs verbargen sich unter dieser Verbindung undurchsichtige Mächenschaften, die dem Ehrenmann Masson fernstanden. Der Gefährlichkeit seiner Kontaktnahme ist er selbst zum Opfer gefallen.

Ein Hauptmotiv für das Zusammentreffen des Generals mit Schellenberg vermutet Edgar Bonjour in dem Wunsche, die belastenden Dokumente von La Charité beseitigen zu lassen: «Natürlich konnte Guisan nichts dringlicher wünschen, als dass die ihn kompromittierenden Papiere von La Charité-sur-Loire, deren Auffindung durch die Deutschen ihm schon so viel Widerwärtigkeiten bereitet hatte und für die Schweiz noch grosse Gefahren heraufbeschwören konnte, verschwänden» (S.83f.). Roger Masson scheint offenbar auch nach dem Krieg noch der Meinung gewesen zu sein, dass Schellenberg seinem Wunsch nachgekommen und der Schweiz durch die Vernichtung der Akten einen grossen Dienst erwiesen habe. Wie Hans Rudolf Kurz jedoch vermutet, hat vielmehr ein der Schweiz wohlgesinnter Wehrmachtsoffizier, möglicherweise Major i.Gst. Wolf-Dietrich von Xylander, diese Dokumente vernichtet³.

Ohne Zweifel hatten General Guisan und sein Nachrichtendienstchef grosses Interesse an der Beseitigung dieser Akten. Ihre Motive hierfür dürften wohl noch vielfältiger sein, als sie aus der vorliegenden Darstellung ersichtlich sind. Gerade über den gerissenen Schellenberg ein solches Ziel anzustreben, war mehr als gewagt. Ausserdem galt es zu bedenken, dass von diesen Akten deutsche Übersetzungen angefertigt worden sind, die wahrscheinlich auch jener berühmten Aktensammlung «Schweizer Unfreundlichkeiten» beigelegt wurden. Das drohende Wort «die Mappe ist jetzt voll» bezieht sich auf diese Aktensammlung, die Ribbentrop besonders sorgfältig betreuen liess. Selbst wenn der zwielichtige Schellenberg die Originale vernichtet hätte, ohne vorher Ablichtungen davon zu machen, so wären ihm wohl kaum alle Dokumente, mögliche Abschriften eingeschlossen, greifbar gewesen.

Inzwischen hatten die kompromittierenden Papiere ihre Alibifunktion für einen Angriff auf die Schweiz durch die veränderte Kriegslage, aber auch durch die zahlreichen Indiskretionen weitgehend eingebüsst. Dies wird selbst durch die Äusserung des deutschen Botschaftsrats Sigismund von Bibra gegenüber Pilet vom 30. April 1943 deutlich. Im Jahre 1943 stellten die Geheimdokumente, wie von Bibra offen erklärte, «nurmehr Makulatur dar» (S.26). Die Vernichtung dieser Akten, darüber gab es keine Illusionen, hätte einen eventuellen deutschen Angriff auf die Schweiz so wenig wie irgendwelche ihr zgedachte Unfreundlichkeiten verhindern können. Im Hinblick auf die Nachkriegszeit war das Verschwinden dieser Dokumente hingegen von wachsendem innenpolitischen Interesse. In die gleiche Richtung weist der Umstand, dass ein nach 1945 noch vorhandener Aktenband der «Abteilung Inland II Geheim» des Auswärtigen Amtes über den «Kontakt zwischen schweizerischem und deutschem Nachrichtendienst 1943» heute nicht mehr auffindbar zu sein scheint⁴.

Der neutralitätspolitische Spielraum

Der Bonjour-Bericht befasst sich auch mit dem schwierigen Problem von Nachrichtendienst und Neutralität. Weit mehr als in anderen Ländern war der schweizerische Nachrichtendienst, der in seiner Organisation wie in der technischen Ausrüstung bis zum Kriegsausbruch von offizieller Seite bedenklich vernachlässigt worden war, auf die private Initiative angewiesen. Um der Sache willen stellten sich ihm hervorragende Kräfte in selbstloser Weise zur Verfügung. Es gab auf diesem Gebiet Einzelleistungen, die nicht nur Bewunderung verdienen, sondern auch einmaligen Charakter tragen. Vor allem ist Hans Hausmann zu nennen, der ein eigenes vorzügliches Nachrichtensystem aufgebaut hatte, auf das man von offizieller Seite bei Kriegsanfang dankbar zurückgriff. Eine weitere leistungsfähige Nachrichtenorgani-

sation wurde von Otto Pünter errichtet. Während über diese selbständigen Nachrichtenbeschaffungsstellen inzwischen einiges bekannt geworden ist, bleibt die nicht weniger beachtliche Arbeit der amtlichen Nachrichtensammelstellen noch weitgehend im Dunkeln. Es sei nur die berühmte Vikinglinie erwähnt, die Dr. Emil Häberli als Leiter der Aussenstelle «Pfalz» von Basel aus erschliessen konnte und über die wertvollste Informationen von Persönlichkeiten einliefen, die aus der Gegnerschaft zu Hitler und nicht um einer materiellen Entschädigung willen sich zur Mitarbeit entschlossen hatten. Allein von der «Pfalz» führten drei weitere bedeutende Nachrichtenlinien nach Deutschland und Frankreich.

Der Verfasser stützt sich in seinem Kapitel «Nachrichtendienst» vor allem auf die Sekundärliteratur, während man sich von dem noch vorhandenen amtlichen Aktenmaterial wertvolle Aufschlüsse erhoffte. Unter dem Neutralitätspolitischen Aspekt gesehen, mögen allerdings weniger die einzelnen Fragen als das grundsätzliche Problem interessieren. Die Schweiz war auf einen vorzüglich arbeitenden Nachrichtendienst angewiesen, da sie ja im militärischen Konfliktfall nicht über den Vorteil des ersten Schlages verfügte. Von Neutralitätspolitischen Bedenken wird, wie Professor Bonjour feststellt, «die Nachrichtenbeschaffung durch Schweizer zu Gunsten ihrer Heimat nicht berührt» (S.102). Nachrichtendienst und Neutralität standen sich in gefährlichen Zeiten entgegen, ohne sich auszuschliessen. Der Verfasser prägt den Begriff des «Neutralitätspolitischen Spielraums», dessen es hier bedarf. Die mit seltener Leidenschaft diskutierte Frage, ob von schweizerischer Seite Nachrichten in neutralitätswidriger Weise an ausländische Mächte weitergegeben worden sind, bleibt allerdings offen. Zwar stellt der Bonjour-Bericht fest, dass Mayr von Baldegg mit Rudolf Rössler Nachrichten ausgetauscht und über diesen weitergegeben hat, kommt aber zu dem eindeutigen Ergebnis: «Von zivil oder militärisch verantwortlicher oberer Schweizer Stelle ist keiner der für

die eine oder die andere Kriegspartei arbeitenden Nachrichtendienste begünstigt worden. Der Staat blieb auch in diesem Bereich neutral» (S.104). Ein endgültiges Urteil wird jedoch erst die spätere Forschung erbringen können, die neben der intensiven Auswertung der schweizerischen Unterlagen auch die ausländischen Akten, insbesondere die heute noch in Moskau unzugänglichen Archivalien einzubeziehen vermag.

Pressekontrolle und Informationsbedürfnis

Im zweiten Abschnitt dieses Bandes wird die Pressekontrolle sowie die langwierige Pressefehde zwischen Deutschland und der Schweiz untersucht. Der ausführliche, von Max Nef verfasste Bericht über die schweizerische Pressepolitik, den der Bundesrat nach dem Krieg zuhanden der Bundesversammlung ausarbeiten liess, sowie die lebendige Darstellung über «Die Schweiz im Nervenkrieg» von Karl Weber haben die Grundlagen für die Geschichte der schweizerischen Presse der Jahre 1939 bis 1945 gelegt⁵. Die Pressekontrolle, das zeigt auch die vorliegende Untersuchung, gehörte mit zu den heikelsten und undankbarsten Aufgaben der Behörden. Aus der ursprünglichen Absicht, das militärische Geheimnis zu schützen, hatte der Generalstab die Presseüberwachung an sich gezogen. Allzu spät erkannte man, dass hier eine Aufgabe von eminent politischem Charakter übernommen worden war. Die offensichtliche Polemik gegen das Ausland sollte unterbunden, die Einseitigkeit der Information verboten und ausländische Beeinflussungsversuche auf dem Propagandawege gehindert werden; andererseits musste die Gesinnungsfreiheit bewahrt, das Informationsbedürfnis befriedigt und der Widerstandswille gekräftigt werden. Entsprechend der Gefährlichkeit der internationalen Lage wurde die Pressekontrolle bis Ende 1942 in zunehmender Weise verschärft, um dann allmählich wieder flexibler in eine grössere Bewegungsfreiheit ein-

zumünden. Am 1. Januar 1942 übernahm schliesslich nach wiederholten Vorstössen des Generals der Bundesrat die Verantwortung für die Pressekontrolle, in der Eduard von Steiger eine geschicktere Hand zeigte.

Besonders informativ und eindrücklich gestaltete Edgar Bonjour seine Analyse der Pressefehde zwischen Deutschland und der Schweiz. Bedenklich ist, dass im Juli 1940 anlässlich einer geselligen Zusammenkunft in der deutschen Gesandtschaft in Bern zwischen einigen Bundesbeamten und deutschen Diplomaten die Wünschbarkeit einer Änderung in der Leitung verschiedener Schweizer Zeitungen aufgeworfen wurde (S. 218). Bevor die Initianten der 173 diese unzumutbare Forderung formulierten, wurde sie anscheinend schon hier von einem anderen Kreis, dem Rothmund und Balsiger angehörten, erwogen. Man muss sich vergegenwärtigen, wie Deutschland mit den unterschiedlichsten Mitteln versuchte, die schweizerische Presse zu beeinflussen.

Sehr anschaulich zeigt dies eine Äusserung von Staatssekretär von Weizsäcker gegenüber Frölicher und dem in Berlin weilenden Chef der Fremdenpolizei, Rothmund, im Oktober 1942, die hier ergänzend wiedergegeben sei: «Ich [Weizsäcker] habe den beiden Schweizern klar zu machen versucht, dass in der schweizerischen Pressepolitik ein Wandel absolut notwendig sei. Träte dieser nicht ein, so habe natürlich die Deutsche Regierung mit ihrer uneingeschränkten Kontrolle und Machtvollkommenheit in den besetzten europäischen Gebieten genügend Mittel in der Hand, um von aussen her die schweizerische Presse einzuengen und gewissermassen unter Blockadezustand zu versetzen. Man möge dabei nur an die schweizerischen Pressevertreter in den verschiedenen europäischen Hauptstädten denken⁶.»

Die Methode von Bundesrat von Steiger, nämlich jene des guten Zuspruchs, der Überredung und Überzeugung habe man wohl beobachtet. Aber, so meinte von Weizsäcker, dieses Verfahren dauere zu lange, man befände sich in einer für Europa

kritischen Periode. Im Interesse der Schweiz sehe er daher kein anderes Mittel, «als der Schweizer Presse tatsächlich einen Maulkorb umzuhängen, auch wenn ihr dieses nicht passe».

Unangenehme Gesprächsthemen versuchte man in Deutschland gegenüber Schweizern vornehmlich dadurch zu beenden, indem man auf das Thema Presse überleitete. Solchen Drohungen sowie der wiederholten, vom Propagandaministerium gelenkten Pressehetze gegen die Schweiz konnte nur begegnet werden, wenn ein loyales Zusammenwirken von demokratischer Selbstverantwortung und amtlicher Presseüberwachung zustandekam. Dass dies trotz der unvermeidlichen Auseinandersetzungen gelungen ist, bejaht der Bonjour-Bericht überzeugend.

Verhältnis zu einzelnen Ländern

Wie im letzten Band behandelt auch hier der dritte Abschnitt das Verhältnis der Schweiz zu einzelnen Ländern. In erster Linie interessierte sich bisher die schweizerische Öffentlichkeit für das gespannte Verhältnis der Schweiz zum Dritten Reich. Der Verfasser gibt jedoch auch ein vorzügliches Bild unserer Beziehungen zum geteilten Frankreich, zum faschistischen Italien sowie zu den angelsächsischen Staaten. Wohl zu Recht stellt Bonjour fest, dass Minister Paul Rüeegg die Schweiz «überlegen und klug» in Italien vertreten hat (S. 279). Wenn er dennoch bei Mussolini Persona ingrata wurde und auf dessen Verlangen zu Anfang 1942 abberufen werden musste, so zeigt dies erneut, wie unberechenbar die Stellung des Missionschefs eines demokratischen Staates in Berlin und im faschistischen Rom gewesen ist. Nach dem Sturz Mussolinis und der durch dessen Herrschaft in Oberitalien erfolgten Zweiteilung der italienischen Regierungsgewalt hat die Schweiz einen De-facto-Vertreter der neofaschistischen Regierung neben der weiterbestehenden italienischen Gesandtschaft zugelassen. Zwar konnte Mussolini durch die Sperrung schweizerischer Guthaben in Oberitalien erreichen,

dass die Schweiz auch ihrerseits einen Delegierten zur Wahrung ihrer Interessen zum neofaschistischen Regime entsandte. Entsprechend der kurzen und schwankenden Herrschaft des neofaschistischen Regimes kam diesen Beziehungen kaum eine Bedeutung zu. Hingegen bleibt die Asylgewährung für Edda Ciano sowie für Dino Alfieri, die sich mit anderen Faschisten beim nahen Zusammenbruch in die Schweiz zu flüchten versuchten, auch heute noch eine fragwürdige Episode.

Der begabteste Diplomat der Schweiz, dies zeigt sich erneut, war Walter Stucki, der in Vichy eine führende Rolle im Diplomatischen Korps spielte. Ihm war es gelungen, das unbedingte Vertrauen von Marschall Pétain zu erlangen. Besonders in der letzten Phase von Vichy stand er im Mittelpunkt des politischen Geschehens; dass sich hier im August 1944 der Übergang vom alten zum neuen Regime ohne Blutvergiessen vollzogen hatte, war seinem Einsatz zu verdanken.

Die Beziehungen zu diesen Ländern verdienen noch zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht zu werden, wie sie von Heinz K. Meier für die schweizerisch-amerikanischen Beziehungen bereits vorliegt⁷. Es ist das Verdienst des Bonjour-Berichts, hier einen ersten wertvollen Überblick gegeben zu haben.

Würdigung von Marcel Pilet-Golaz

Im letzten Abschnitt wird das Problem der Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen zur Sowjetunion sowie der Sturz des glücklosen Aussenministers Pilet-Golaz behandelt. Zu lange hatte man gezögert, das Interesse Russlands an der Wiederaufnahme der offiziellen Beziehungen zu nützen. Je näher das Kriegsende rückte, desto dringender schien es vor allem vom wirtschaftlichen Standpunkt aus zu sein, den sowjetischen Raum als Absatzgebiet für die Nachkriegszeit zu erschliessen. Offenbar mit wenig diplomatischer Vorsicht liess die Schweiz die russische Bereitschaft sondieren. Die Antwort der So-

wjetunion vom 4. November 1944 war brüskierend: «Es ist eine wohlbekannte Tatsache, dass die schweizerische Regierung in Verletzung ihrer alten demokratischen Überlieferungen gegenüber der Sowjetunion ... viele Jahre lang eine profaschistische Politik verfolgt hat» (S.400). Damit waren die aussenpolitischen Bemühungen gescheitert. Vorgeschichte und Auswirkungen dieses Schreckschusses behandelt der Bonjour-Bericht ausführlich. Es ist auffallend wie in der Retrospektion von 1944 die Aussenpolitik Mottas gegenüber Russland, insbesondere aber seine zehn Jahre früher gehaltene Rede vor dem Völkerbund gegen die Aufnahme der Sowjetunion, die doch damals als klug und mutig so bewundert worden war, als verfehlt beurteilt worden ist. Der Verfasser selbst bezeichnet die Haltung des damaligen Bundesrates gegenüber Russland während eines Vierteljahrhunderts als «merkwürdig unrealistisch» (S.409).

Mit diesem aussenpolitischen Fehlschlag wurde aber auch die Stellung von Pilet endgültig erschüttert. Am 8. November 1944 beschloss er, von seiner eigenen Partei unter Druck gesetzt, seinen Rücktritt zu nehmen. Dieser Band schliesst denn auch mit einer Würdigung «Pilet als Vorsteher des Politischen Departementes». Nicht nur Aufgabe und Haltung, sondern auch Pilets Charakter versucht der Verfasser in nuancierter Weise darzustellen. Gleichwohl mag es erstaunen, mit welcher entschlossen und sicher gezeichneten Zügen er das Bild dieses Bundesrates zu entwerfen vermag. Ob es der schwer zu fassenden Persönlichkeit Pilets in endgültiger Weise gerecht zu werden vermag, ist kaum zu beurteilen. Seinem autoritären Wesen entsprechend versuchte Pilet seine Entschlüsse allein zu fassen und seine zahlreichen Fühlungnahmen und Schritte der Kontrolle zu entziehen. Dies galt nicht nur für jene Äusserungen und Handlungen, die einen vorwiegend negativen Eindruck hinterlassen haben, sondern auch für Initiativen, die zu seinen Gunsten hätten sprechen können. Edgar Bonjour erwähnt Pilets Einsatz im Sommer 1944 für die ver-

folgten Juden in Ungarn. In gleicher Weise wäre der bisher nicht bekannte persönliche Brief vom 4. November 1942 aufzuführen, in dem Pilet sich bei Staatssekretär von Weizsäcker gegen eine Verschärfung in der Behandlung der Kriegsgefangenen wandte⁸. Die vor allem auch durch den Aktenfund von La Charité erschwerte Aufgabe Pilets kann wohl erst später in ihrem ganzen Ausmass erforscht und beurteilt werden.

Klaus Urner

¹ Edgar Bonjour, Geschichte der schweizerischen Neutralität – Vier Jahrhunderte eidgenössischer Aussenpolitik, Bd. V: 1939–1945, Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1970; der IV. Band ist in den «Schweizer Monatsheften», 50. Jg. (1970) 71/, Heft 1, S. 74–83, besprochen worden. – ² AGZ, Hans Eggen, Zusammenfassung meiner Ausführungen vom 13.11.1945 und 15.11.1945, o.D., in: Bericht Eggen. – ³ Hans Rudolf Kurz, Die Schweiz im Nachrichten-

dienst des Zweiten Weltkrieges (Manuskript Bern, 31. Juli 1969); vgl. Bonjour, Bd. V. S. 84. – ⁴ George O. Kent, A Catalog of Files and Microfilms of the German Foreign Ministry Archives, vol. III, Stanford 1966, p. 310; da der Bestand Inland II im Inland-Repertorium des PAB neu geordnet wurde, ist die Identität der Aktenbände nicht ohne weiteres festzustellen; es kann sich also auch um eine rein archivtechnische Frage handeln. – ⁵ Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die schweizerische Pressepolitik im Zusammenhang mit dem Kriegsgeschehen 1939–1945, Bern 1946 (verfasst von Max Nef); Karl Weber, Die Schweiz im Nervenkrieg, Aufgabe und Haltung der Schweizer Presse in der Krisen- und Kriegszeit 1933–1945, Bern 1948. – ⁶ PAB: St. S. Nr. 629 vom 22. Okt. 1942, in: Aufzeichnungen über Nicht-Diplomatenbesuche, Bd. II: Jan. 1940 bis Juni 1943, Büro des Staatssekretärs. – ⁷ Heinz K. Meier, Friendship under Stress, U.S.-Swiss Relations, 1900–1950, Bern 1970. – ⁸ PAB: Pilet-Golaz an Weizsäcker, Brief, Bern, 4. Nov. 1942, in: Politischer Schriftwechsel, Bd. IX: Juli 1942 bis Dez. 1942, Büro des Staatssekretärs. – Die zitierten Unterlagen entstammen dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn (PAB), und dem Archiv der Arbeitsgruppe für Zeitgeschichte, Zürich (AGZ).

NEUE PROSA

Unter der Obhut einer Frau ohne Beine

Es wäre ihm unmöglich gewesen, je den Satz zu schreiben: «Um fünf Uhr ging die Gräfin aus», sagte einmal Paul Valéry. Das ist mehr als das persönliche Bekenntnis eines einzelnen Autors – es ist Signal und immer wieder zitiertes Beweisstück jener radikalen Umwandlung der erzählerischen Formen, wie sie das zwanzigste Jahrhundert seit Joyce und Proust gesehen hat.

Man halte dagegen den Satz, mit dem *Alfred Andersch* seine neue Erzählung beginnt: «Herr Dr. med. Richard Wenger, Leiter der Röntgen-Abteilung einer Klinik in Davos, und seine Tochter Thérèse kamen gegen elf Uhr vormittags in Calais an¹.» Unbekümmert um alle Totsagungen der Fabel im alten Sinn, so, als hätte es weder Proust noch Joyce gegeben, erzählt Andersch eine Geschichte, erzählt – und

das ist vielleicht die eigentliche Überraschung – eine einfache, eingängige Geschichte, als hätte er nicht eben, in seinem letzten, kompliziertesten Buch, dem «Efraim», eine wahre Tiefenfahrt in die Wirrnisse und Unsicherheit der menschlichen Seele und der Zeit unternommen.

Es ist eine Geschichte, die kaum Gewicht zu haben scheint, die kein Aufhebens von sich macht: vom bürgerlichen, gebildeten Vater, der seine künstlerisch, aber nicht mathematisch begabte Tochter nach England ins Internat bringt – erzählt sie in einer Sprache, die ebensowenig Aufhebens von sich macht, die einfach ist, aber nicht maniert-einfach, die sich spricht und liest und versteht, scheinbar glatt.

Ich könnte mir Leser denken, die das Ganze zu schwerelos finden, die daran aussetzen, dass es, äusserlich wie innerlich,

zu angenehm in der Hand liegt, geschenkfertig gewissermassen. Und es ist, wie fast immer in Fragen, in denen Menschliches und Literarisches sich vermischen, nicht leicht, den Skeptiker vom Wert des Buches zu überzeugen.

Halten wir zunächst – eine weitere überraschende, ja fast unglaubliche Tatsache – fest, dass die «Helden» dieses Buches, ganz im Gegensatz zum literarischen Konsens der Gegenwart, nicht Aussenseiter unserer gesellschaftlichen Ordnung, sondern durchaus eingepasste, integrierte Menschen sind, aber umgekehrt auch nicht Durchschnitt im öden, flachen Sinn, der zur Karikatur verleitet und übrigens durchaus auch zum literarischen Usus der Zeit gehört: es sind Menschen, die innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung leben, aber, mit individuell unverwechselbaren Zügen ausgestattet, sich gerade soviel über das Durchschnittliche erheben, dass man, nach einigem Zögern, das alte Wort «Persönlichkeit» brauchen darf. Der Begriff kommt sogar vor. Die Tochter ist nach einer Grossmutter genannt, die eine «Persönlichkeit gewesen sein soll». Ob die junge Thérèse es ihrerseits werden kann, steht noch nicht fest, scheint aber wahrscheinlich. Ein Kind aus gutem Hause, mit einer ängstlichen Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, künstlerisch begabt, ohne dass bereits deutlich würde, wie weit diese Begabung tragen kann, ist sie bereits erstaunlich zielgerichtet und zusammengefasst: in der Unordnung und emotionalen Unruhe des ersten Internatstages räumt sie ihren Schreibtisch auf und markiert gleichsam für sich selbst mit Zeichenblock und Malfarben ihr Ziel und ihre zukünftige Entwicklung. Nicht minder erstaunlich ist die Selbstbeherrschung, über die sie verfügt: wenn auf dem Schiff alle einen Hippie anstarren, dreht sie nur knapp den Kopf; sie drängt Abschiedstränen zurück, und wenn sie ein Kleid, das sie sich dringend wünscht, nicht kaufen darf, «benimmt sie sich gleich wieder vernünftig».

Vernunft! Sie spielt eine grosse Rolle in diesem kleinen Buch, bei der Tochter schon, aber weit mehr noch beim Vater,

diesem sympathischen, klugen Vater, der gewöhnt ist, sich zu allem seine Gedanken zu machen, Vergleiche zu ziehen, sich selbst zu beobachten, der sein Leben einteilt, den Beruf von der Familie fernhält, der seit seiner Kindheit nie mehr geweint hat und der aus erzieherischen Gründen zweiter Klasse nach England reist. Aber auch: der Joyce gelesen hat, der ein Leben lang nicht vergisst, wie er als Kind einmal seinen Vater verletzte, der sich beim Abschied von seiner Tochter gegen einen Weinkampf wehren muss!

Denn die Vernunft ist zwar Verhaltensmassregel und Halt; aber die Form, die sie gibt, wird von Seite zu Seite durchlässiger, lässt anderes sichtbar werden: das Unheimliche, Endgültige, das sich hinter jedem Abschied verbirgt, das Bedrohliche, das sich hervorlässt, sobald wir einander alleinlassen, sobald wir unsere Kinder dem Leben aussetzen. Das beginnt im Vernünftigen, halb Spielerischen, wenn sich Dr. Wenger vorstellt, dass seine Tochter das hochbürgerliche Internat verlassen und sich unter die Hippies mischen könnte, und es endet mit den unheimlichen Visionen, die ihn überfallen, nachdem er den Ulysses-Film gesehen hat, und die ihn beinahe dazu treiben, das Kind zurückzuholen.

Und das bürgerliche Internat selbst, in dem er seine Tochter sicher aufgehoben wünscht, scheint keineswegs nur eine Stätte wohlthuender Geborgenheit zu sein. Die Räume sind «hoffnungslos verwohnt», und das Ganze steht unter der wenig Vertrauen erweckenden Obhut einer Frau, die bei einem Unfall beide Beine verloren hat: Zeichen des Todes. Zeichen der Abnutzung, der Zerstörung und Hinfälligkeit an dem Ort, der Sicherheit bieten und die Heimat ersetzen sollte. «Es muss furchtbar sein, das ganze Jahr so herumzuvagabundieren», kommentiert die Tochter ihre Begegnung mit einem Hippie. Das tönt kindlich-harmlos, ist aber, vom Schluss her gesehen, hintergründig. Denn das ist es ja, was diese beiden Menschen, von ungleichem Standort aus, erleben: das Ungeborgene, Unheimliche, das in aller Gebor-

genheit lauert, den Tod im Leben, das Trennende in der harmonischen Gemeinschaft.

Sie erleben die Dinge von sehr verschiedenem lebensgeschichtlichem Standpunkt aus: in den kurzen, oft fast beiläufigen Monologen reden unablässig zwei Generationen miteinander, zueinander, aneinander vorbei – doch nie gegeneinander. Und der Leser hört mit Staunen diesem untergründigen Gespräch zu.

Das Gespräch zwischen den Generationen, das Verhältnis verschiedener Altersstufen zueinander, die Spannungen und Fragen zwischen ihnen – das sind Dinge und Fragen, die in der Gegenwart fast zur Unkenntlichkeit verstellt und überdeckt sind von Schlagworten aller Art. Wie kaum in einem andern Buch dieses Jahrzehnts werden sie in diesen wenigen Seiten deutlich: in individueller Fazettierung und doch von überindividueller Richtigkeit, losgelöst von den Klischees der Zeit.

Das Gespräch dreht sich um Dinge, die dem Distanzierten banal und unwichtig erscheinen, die aber für die Betroffenen und im Augenblick von grösster Bedeutung sind, so etwa um die Frage, wie dunkle Augenschatten junge Mädchen setzen sollen. Sie könne nicht darauf verzichten und «als einzige so spiessig herumlaufen», verteidigt sich das junge Mädchen. Und der Vater: er finde es spiessig, wenn alle sich anmalen. – Ein banales Gespräch – unzähligen Eltern dem Thema nach bekannt, dennoch eindrücklich. Da suchen sich zwei Menschen gegen den Durchschnitt, gegen das Gewöhnliche abzusetzen – das junge Mädchen, indem es sich gegen die Norm der Älteren, der Mann, indem er sich gegen die neuen Normen der Jungen zur Wehr setzt. Recht haben sie beide – und auch wieder unrecht, je nach dem Blickpunkt. Sie reden zueinander, manchmal aneinander vorbei, aber sie reden sich nie völlig auseinander, bleiben, selbst wo sie streiten und selbst wo sie schweigen, im Gespräch.

*

«Röntgenaufnahmen gaben etwas her oder Filme nach Büchern von Joyce. Spiegel

oder blosse Photos zeigten nichts, weder Väter noch Gespenster, nur leere Hüllen.» Das überlegt sich der Vater, kurz vor seiner Heimreise, in ein Schaufenster blickend, das ihn selber zeigt, äusserlich, «einen mittelgrossen Mann im Regenmantel, ohne Hut, mit der Neigung dick zu werden, dennoch einigermaßen trainiert», also nichts von seinen Visionen einer gefährdeten Welt, nichts von seinen Sorgen um die Tochter, nichts von den Erfahrungen dieser eigenartigen Odyssee.

Was aber ist das Buch, diese Geschichte im alten Sinn: ist es ein Spiegel, der nichts hergibt, nur Äusseres festhält, oder ist es eine Röntgenaufnahme, die durch die Oberfläche sieht, den Tod im Leben zeigt? Es ist ein Zwischendurch, keines von beidem und beides zugleich: geschrieben, als wäre es ein Spiegel und sonst nichts – und dennoch, immer wieder, von Seite zu Seite mehr, Einblick gewährend in die Gefährdung der Welt, der wir, früher oder später, die Wesen aussetzen müssen, die wir am meisten lieben; es ist ein nachdrücklicher Beweis, dass man noch heute eine Geschichte schreiben kann, als hätte es nie Joyce gegeben – eine Geschichte, die dennoch Joyce voraussetzt und enthält.

Ein paar Unvollkommenheiten aufdecken

Dem Deutschen sei immer «der Schritt durch die Wand ins Drüben gegeben», so schreibt Hofmannsthal einmal in einem Brief an Carl J. Burckhardt. Der Schritt durch die Wand: das ist eine Vorstellung, der noch bei Hofmannsthal eine wunderbare Leichtigkeit anhaftet, etwas von den unendlichen Möglichkeiten des Geistes, ein Versprechen von Rettung und Erlösung.

Der Schritt durch die Wand ins Drüben: in den Erzählungen von *Marie Luise Kaschnitz* wird er unablässig getan, wird der Leser unablässig dazu gezwungen. Aber da ist kein Hauch mehr von romantischer Flucht aus der Wirklichkeit; die Träume, die hier geträumt werden, haben die Struktur eines Angsttraums, wie er seit Kafka in der Literatur möglich und be-

schreibbar geworden ist. Der Schritt durch die Wand ins Drüben führt zwar aus der Realität hinaus, aber gleichzeitig auch tiefer in sie hinein; Wirklichkeit wird nur verlassen, damit man sie besser, schärfer durchleuchten kann; im Irrealen zeigt sich nicht nur eine unheimliche Welt jenseits dessen, was wir platterdings die Wirklichkeit nennen, sondern zugleich das dämonische Gesicht eben dieser Wirklichkeit selbst. Die Trennung zwischen der Realität und der Welt jenseits ist aber keineswegs scharf und eindeutig; der Leser befindet sich in einem eigenartigen Niemandsland, das zwar ausgestattet ist mit den vertrauten Requisiten unseres Alltags, aber diese in eigenartiger, beunruhigender Verfremdung zeigt.

Die in der Bibliothek Suhrkamp unter dem Titel «Vogel Rock» erschienene Sammlung «Unheimliche Geschichten»² fasst jene Kurzgeschichten zusammen, in denen der Einschlag des Irrealen besonders stark und eindeutig ist. Noch unheimlicher allerdings als diese Sammlung (die teils alte, teils neue Stücke enthält), ist die jüngste Publikation von Marie Luise Kaschnitz, die unter dem Titel «Steht noch dahin»³ kurze, ganz neuartige Prosastücke präsentiert: Ansätze zu Geschichten (aber nie eine ganze Story), Assoziationen, Gedankenketten, Wortanreihungen. Unter ihren harmlosen Titeln («Lese Frucht», «Theaterplatz», «Ein Mensch», «Tarantella»), versteckt hinter sachlichen Feststellungen und geläufigen Wendungen («Es lässt sich leben», «Hunger ist der beste Koch») sind sie gleichermassen unheimlich, ob sie nun in der Realität verharren oder aus ihr ausbrechen. Ganz ohne phantastischen Einfall ist übrigens kaum eine Geschichte: als ob Wahrheit nur erfasst werden könnte, wenn man den Bereich strenger Kausalität durchbricht. Gehängte baumeln in der Stadt; alte Leute gehen durch die Luft, um Gesprächspartner zu finden; das Museum der schönen Bildung verzerrt sich in ein Schauhaus der Unmenschlichkeit; Versicherungsgebäude fressen die Welt auf; der Frischoperierte schleppt sich durch die Stadt.

Wann sie endlich von den schönen Dingen dieser Welt sprechen werde, die es doch auch gebe und die früher in ihrem Werk wenigstens zwischen den Zeilen genannt waren, fragt in einer dieser Skizzen («Vorlesen») ein Zuhörer. Und die Autorin antwortet: «Bald. Bald. Es gibt nur noch ein paar Kleinigkeiten zu bemerken, ein paar Unvollkommenheiten, Ungeheimheiten aufzudecken. Ein paar Angstträume zu erzählen. Danach werde ich von ganz anderen Dingen sprechen. Von den Pirouetten der Eiskunstläuferin vielleicht.»

Die Pirouetten der Eiskunstläuferin! Der Gedanke daran mutet im Kontext dieses Buches so surrealistisch an wie nur irgend etwas. Denn noch nie, so meinen wir, war die Autorin so weit von spielerischer Leichtigkeit entfernt, noch nie hat sie den Leser so sehr ausgesetzt, ihn ausgeliefert den Erfahrungen der Zeit, den Erinnerungen, den Zukunftsvisionen und auch den Träumen, denen sie selbst sich aussetzt.

Im Prozess des Älterwerdens, so meint man, so meinte man bisher wenigstens, ziehe sich der Mensch mehr und mehr aus den Erscheinungen zurück, gewinne Distanz zu der Welt. Von solcher Distanz ist in diesem neuesten Buch von Marie Luise Kaschnitz nun freilich nichts zu merken. Falls man die Prosastücke in «Steht noch dahin», die ohne Zweifel in der Entwicklung der Autorin etwas völlig Neues darstellen, als den Anfang ihres Altersstils auffassen will, muss man zuerst über diesen Begriff gründlich umlernen.

Denn diese Texte stehen in der Zeit, enthalten aktuelle, genau datierbare Ereignisse, sind Dokument einer nie ablassenden Aufmerksamkeit, einer Teilnahme, die unsentimental und liebevoll zugleich ist. Aber das ist nicht Nachahmung eines jugendlichen Engagements, sondern eine allseitige Offenheit, wie sie wohl nur der reife, nur der alternde Mensch kennt. Neben der präzisen, schonungslosen Beobachtung der Zeit steht die Erfahrung eines langen Lebens, unausgelöscht, steht auch die Vision der Zukunft. Alles ist da – oder, anders gesagt: der Mensch ist allem ausge-

liefert. Es gibt, selbst wo man sie wünschte, keine Flucht, kein Versinken ins Nichts, kein Alibi.

So bleiben in diesem Buch die Pirouetten der Eiskunstläuferin unbeschrieben, die Unvollkommenheiten der Welt drängen sich vor. Aber gerade in dieser Unfähigkeit des Menschen, sich der Welt zu entziehen, liegt sein Triumph über die Unmenschlichkeit, die Leere, die Kälte, den Tod. Unter dem Titel «Was wir noch können» hält

Marie Luise Kaschnitz denn auch fest: «Wir können noch sehen, wir können noch hören, wir können noch leiden, noch lieben.»

Elsbeth Pulver

¹ Alfred Andersch, Tochter, Diogenes-Verlag, Zürich 1970. – ² Marie Luise Kaschnitz, Vogel Rock, Unheimliche Geschichten, Bibliothek Suhrkamp, 1969. – ³ Marie Luise Kaschnitz, Steht noch dahin, Insel-Verlag, Frankfurt 1970.

ANTIKE DRAMATIKER IN NEUEREN DARSTELLUNGEN

Allzuleicht vergessen wir, dass es erst in unserer Zeit möglich wurde, die Dramen der griechischen Tragiker, oder gar die Komödien des Aristophanes, immer wieder einmal auf der Bühne zu sehen. Hölderlin versuchte 1803 vergeblich, die Vermittlung seiner Übersetzungen von «Ödipus» und «Antigone» «an das Weimarische Theater besorgen» zu lassen. Erst 1841 kam die erste nachwirkende «Antigone»-Aufführung zustande, unter Ludwig Tiecks Leitung in Potsdam. Die Übersetzungen um die Jahrhundertwende (Ulrich von Willamowitz-Moellendorff) standen expressis verbis unter dem Motto: «Das Kleid muss neu werden, sein Inhalt bleiben ... es bleibt die Seele, aber sie wechselt den Leib.» Sie waren denn auch viel eher Ausdruck der eigenen Zeit als Widergabe des antiken Geistes. Aber die fundamentale Entdeckung, die Hölderlin leistete (in den Anmerkungen zu seinen Übersetzungen), ist erst in jüngster Zeit – nicht zuletzt über Carl Orffs Vertonung der «Antigone» – wieder bewusst gemacht worden und hat ihre Einwirkung auf die Bühnenpraxis geltend machen können, vor allem durch Gustav Sellners Darmstädter Aufführungen der fünfziger Jahre, oder durch Benno Besons «Ödipus».

Und wenn man es sich recht überlegt, so sind von den Tragikern eigentlich nur Sophokles und Aischylos einigermaßen

gültig aufgenommen worden – eine wirklich nachwirkende Euripides-Aufführung ist in neuerer Zeit noch nicht geleistet worden. Das ist einigermaßen erstaunlich, denn dieser Dramatiker, von dem schon Goethe sagte: «Haben denn die Nationen seit ihm einen Dramatiker hervorgebracht, der es wert wäre, ihm die Pantoffel zu reichen?», müsste unserer Zeit eigentlich sehr entsprechen. Walter Jens drückt das so aus: «In der Auseinandersetzung mit Euripides erblicken wir heute den Verzweiflungskampf gegen die Position eines *poeta doctus*, dem es als erstem gelang, die Philosophie mit dem Schauspiel und das Bild mit der Maxime zu vereinen. Ein Dichter hatte zu denken gewagt ... das verzieht man ihm von Aristophanes bis Nietzsche nie.» Und er fährt fort: «So betrachtet steht Euripides genau an jenem Punkt, wo das Zeitalter der Dichtung in einen von Denken und Wissenschaftlichkeit bestimmten Äon übergeht¹.» Hat man denn nicht auch unser Zeitalter jenes der Wissenschaft genannt? Besonders aber sein Stil müsste uns heute nahe stehen. Ich zitiere nochmals Jens: «Indem Euripides den Zuschauer nicht über den Ausgang im unklaren lässt, *verfremdet* er – wir scheuen die Brechtsche Vokabel hier nicht – das Geschehen auf der Bühne und ermöglicht dem Betrachter eine vollständige Diskussion. Der euripideische Theaterbesu-

cher bleibt – so monströs und affektgeladen die Handlung auch sein mag – immer <gegenüber>, ist nicht einbezogen in das Geschehen. (a.a.O.)»

Man sollte sich dieser Tatsache bewusst sein, wenn im folgenden auf einige Bücher zu den antiken Dramatikern hingewiesen wird, denn letztes Ziel auch der Altphilologen müsste es sein, das Verständnis der Texte so zu fördern, dass die Bühne sie vergegenwärtigen kann; schliesslich gehören sie dem Theater, für das sie auch geschrieben wurden.

Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt hat in ihrer höchst wertvollen Reihe «Wege der Forschung» in letzter Zeit je einen Band zu Sophokles und Euripides publiziert². Es handelt sich bei diesen Bänden um Sammlungen von wichtigen Aufsätzen der neueren Forschung, verdienstvollerweise auch aus der fremdsprachigen (deren Beiträge übersetzt wiedergegeben werden). Die Sammlung bringt «zunächst zwei Beiträge, für die die Beziehungen auf die geistesgeschichtliche Situation der Sophokles-Forschung besonders kennzeichnend ist und die sich unter den Gesichtspunkten des Humanismus und der Religiosität mit der Wirkung des Dichters auseinandersetzen. Fragen des Gehalts ... gelten die nächsten drei Untersuchungen ... weitere sechs Beiträge beschäftigen sich mit Problemen der künstlerischen Form ... wobei die beiden letzten Aischylos und Euripides einbeziehen» (Einleitung) – das letztere ist besonders zu begrüssen. «Die folgenden Abhandlungen gelten einzelnen Dramen ... Der letzte Beitrag von W. Schadewaldt behandelt das wichtige Thema des Nachlebens der antiken Tragödie auf der modernen Bühne; der Verfasser ist dazu besonders berufen, weil er selbst sehr viel zu diesem Weiterleben beigetragen hat.»

Der Euripides-Band ist nach ähnlichen Gesichtspunkten aufgebaut. Hier ist die entscheidende Wende der Forschung wohl mit Bruno Snells Beitrag dokumentiert, der in seinem Aischylos-Buch (1929) das Schlusskapitel der «Iphigenie in Aulis» von Euripides

gewidmet hat und damit ein völlig neues Euripides-Bild entwarf: «statt einer fixen, eindeutig festgelegten Grösse ein Dichter, der Widersprüchliches in sich vereint, statt des allein vom Standpunkt des Rationalismus aus analysierenden Denkers ein Betrachter, der die Problematik des Wissens erkannt hat, dem alles unsicher geworden ist und der Welt und Menschen mithin in voller Vielschichtigkeit sieht» (Einleitung des Herausgebers). Vergleicht man diese frühen Einsichten mit den oben zitierten Sätzen von Walter Jens, so wird man nur noch mehr sich wundern, dass die Bühne Euripides noch immer in den Hintergrund stellt. Vielleicht wirkt dieser Band hier anregend.

Diese Reihe «Wege der Forschung» müsste doch eigentlich nicht nur für Fachleute im engern Sinn, sondern auch für interessierte Laien gedacht sein – ja hier recht eigentlich ihr wichtigstes Ziel sehen, in einer Zeit zunehmender Spezialisierung. Die zwei hier besprochenen Bände etwa finden ihre Leser sicher in einem weiteren Kreis als nur unter den Altphilologen, vor allem auch – so ist zumindest zu hoffen – etwa bei Theaterpraktikern und -kritikern. Dem sollte Rechnung getragen werden, indem man darauf achtet, die Belege nicht unübersetzt zu lassen. Manche Beiträge – das hängt vom Zweck ihrer Erstveröffentlichung ab – verwenden nur deutsche Zitate, wogegen in diesem Fall kaum etwas einzuwenden ist, aber dort, wo Beiträge aus altphilologischen Fachzeitschriften aufgenommen werden, müsste für diese Reihe eine Übersetzung der Originalzitate folgen, notfalls in neuen Anmerkungen, da selbstverständlich auf das Original nicht verzichtet werden soll, wo es der Gegenstand erfordert, zum Beispiel bei sprachlichen Problemen. Es sei in diesem Sinn erlaubt, den dringenden Wunsch auszusprechen, dass dies bei den geplanten Bänden über Aischylos und Aristophanes geschieht. (Übrigens dürfte auch das Prinzip, die Originalpaginierung anzugeben, nicht aufgegeben werden, wie dies leider im Euripides-Band geschehen ist.)

Wie anregend komparatistische Studien

sein können, belegen Wolf Hartmut Friedrichs Studien «Vorbilder und Neugestaltung»³. Für den Verfasser «kritisiert der ältere Dichter den jüngeren, der jüngere aber auch den älteren, sie kritisieren und interpretieren sich gegenseitig. Mithin ist in unserer Überschrift – Vorbild und Neugestaltung – das Wörtchen <und> nicht als Pluszeichen zu verstehen, sondern als ein Doppelpunkt, der jene Wechselwirkung ausdrücken soll». Mit überlegener Kenntnis werden hier antike Themen – Medea, Klytaimnestra, Herkules' Raserei, Ödipus – betrachtet, nicht indem Neudichtungen kritisch verglichen werden, sondern viel eher, wie Friedrich bei Grillparzer sagt, herangezogen «als Sekundärliteratur (um es recht schnöde auszudrücken)», wobei er sogleich hinzufügt: «und man wird sie als Primärliteratur zumindest achtenlernen.» So zieht Friedrich auch Corneilles «Ödipe» heran als «hervorragenden Erklärer der einschlägigen antiken Stücke (das heisst hier die Dramen von Sophokles und Seneca): er scheint keine Frage unbeantwortet zu lassen, die von der antiken Komposition aufgeworfen wird, und durch seine neuen Lösungen macht er uns auf manche alten Probleme überhaupt erst aufmerksam». Solchermassen verfahren, gewinnt Friedrich aufschlussreichen Einblick in antike Dichtungen und gleichermaßen in deren Nachleben in der Moderne.

Im Friedrich Verlag (Velber) ist die Reihe «Dramatiker des Welttheaters» mit etwas über sechzig Titeln abgeschlossen. Abgesehen von einigen Sammelbänden (Shakespeares Zeitgenossen, Spanische Komödie, Sturm und Drang, Expressionistische Dramatik – hier fehlt meines Erachtens die englische «Restaurations-Periode», von der doch Farquhar und Congreve heute häufig gespielt werden!) – handelt es sich durchwegs um Einzeldarstellungen. Das Aufbauprinzip ist jeweils dasselbe: Einführung in Zeit und Werk – Einzeldarstellung der Dramen – kurzer Überblick über das Werk auf der Bühne, mit einem Bildteil. Die beiden Bände «Sophokles» und «Euripides» verfasste Siegfried Melchinger⁴. Er gibt im Sophokles-Bänd-

chen wohl den besten kurzen Überblick über die szenische Realisierung der Stücke in der Antike, der heute greifbar ist, während wir den Schwerpunkt des Euripides-Bandes zunächst dort sehen, wo Melchinger darauf hinweist, wie sehr Euripides unter uns nicht unbekanntem Verhältnissen lebte. Wenige Sätze mögen bezeugen, wie sich das ausdrückt: «Drei Monate nach der Aufführung der <Troerinnen> stach die grösste Flotte, die Athen je ausgerüstet hatte, mit einem schwer bewaffneten Expeditionskorps gen Westen in See. Es war die pure Aggression. Das Mäntelchen, das ihr umgehängt wurde, ein Hilferuf der Bundesgenossen, war zu fadenscheinig, um nicht lächerlich zu sein.» Während hier die Anwendung der Sätze mit neuen Namen auf unsere Zeit dem Leser überlassen wird, zieht Melchinger an anderer Stelle die Parallele gleich zu Ende: «Die Katastrophe der Sizilischen Expedition war total. Athen hat sich nie mehr von diesem Schlag erholt. Sizilien war Stalingrad.» Bei der Wertung formaler Gesichtspunkte lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit mit Nachdruck darauf, wie sehr diese Stücke in der Nähe der Oper stehen.

Beide Darstellungen folgen «den Ergebnissen von Studien zu einem Werk über die Tragödie, das der Verfasser in einiger Zeit vorlegen zu können hofft. Abweichungen von den geläufigen Auffassungen konnten in dem gesteckten Rahmen nicht begründet werden». Auch hier fehlt der Raum, diese Abweichungen herauszuarbeiten. Die Bände seien aber mit Nachdruck vor allem auch der Fachwelt empfohlen. Sie bieten Anregungen, die weit über dem Durchschnitt des sonst in der Reihe Veröffentlichten liegen (was die Reihe als Gesamtes nicht schmälern soll, deren Ziel ja näher bei einem Forschungsbericht liegt als in der Andeutung neuer Forschungsergebnisse). Anregung bietet die Lektüre vielleicht auch zur Kritik, die aber dem geplanten Werk Melchingers, auf das wir mit Spannung warten, fruchtbar werden könnte.

In derselben Reihe erschien auch ein Band über die «antike Komödie»⁵. Er behandelt ausführlich Aristophanes: alle

seine Stücke werden herangezogen, ebenso die zwei von Menander überlieferten Stücke, während von der römischen Komödie Plautus und Terenz mit einer Auswahl zur Sprache kommen.

In der «Bibliothek der Alten Welt» des Artemis-Verlages sind neuere Textausgaben zu verzeichnen. «Sophokles», herausgegeben von Wolfgang Schadewaldt, von dem auch vier Übersetzungen stammen (Aias, Antigone, König Ödipus und Elektra), während die übrigen drei Stücke in Ernst Buschors Übersetzung aufgenommen wurden. Von Euripides, «Tragödien und Fragmente» ist der zweite Band erschienen; ein dritter, abschliessender ist in Vorbereitung. Mit seinem Erscheinen liegen dann sämtliche griechischen Theaterdichter in dieser hervorragenden Sammlung vor⁶.

Äusserst verdienstvoll erscheint die deutsche Ausgabe des Buches «Aristophanes und das Volk von Athen» von Victor Ehrenberg in der «Reihe Forschung und Deutung»⁷. Klaus Eder zitiert in dem erwähnten Aristophanes-Bändchen eine Frage von Karl Reinhardt: Der Blick «richtet sich immer wieder masslos staunend auf den Komiker Aristophanes, in dessen Spiel Witz, Politik, Kunst, Kult, Narrheit und Zote zu jenem erheiternden, beängstigenden, tragisch-lächerlichen Knoten von Kausalitäten sich verschlangen, indem höchste Überlegenheit des Geistes, als Exuberanz der letzten tollen Wachstumskraft, im aristopaneischen «Sauwohlsein», nach Hegels Wort – Hegel: «Ohne ihn gelesen zu haben, lässt sich kaum wissen, wie dem Menschen sauwohl seyn kann» – mit einer unaufhaltsamen Erschöpfung, einem immer rascheren Niedergang in der Politik, Moral und Strategie sich wechselseitig zu bedingen schienen, so sehr, dass die Frage sich erhob: ob nicht Athen – zwar nicht an Aristophanes, wohl aber an dem Geiste, der ihn möglich machte, unterging». Von solcher, wie uns scheint, durchaus berechtigter Fragestellung her leuchtet wohl ein, dass die Beschäftigung mit dem Zeitalter des Aristophanes gerade in unserer Zeit, die ja – wir sahen es schon bei Euripides –

nur allzuvielen Parallelen aufweist, äusserst aufschlussreich.

Das Buch Ehrenbergs, dessen englisches Original bereits 1942 erschien (The People of Aristophanes) und heute in der dritten Auflage vorliegt, nimmt das Werk des griechischen Komödiendichters zum Ausgangspunkt, das Leben des Volkes von Athen zu erschliessen. Die verschiedenen Stände werden hier auf ihre Lebensverhältnisse, ihre Anschauungen und Neigungen befragt, das Leben in der Familie, zwischen Freien und Unfreien, Bürgern und Ausländern, das Verhältnis aller Gruppen zu Erwerb und Wirtschaft, zum Staat, zu Religion und Erziehung wird in aller Konkretheit dargestellt. Es entsteht ein reiches Bild des Volkes auf dem Höhepunkt seiner Vitalität und schon in dem Augenblick, da sich die Sozialstruktur und die geistige Atmosphäre völlig zu verändern begannen. Im Zeitalter des zunehmenden Interesses an soziologischen Problemen zweifellos eine verdienstvolle Publikation. Es darf, besonders auch im Zusammenhang der vorliegenden Besprechung, darauf hingewiesen werden, dass Ehrenberg den Zeitgenossen Euripides nicht aus dem Auge lässt und immer wieder auch auf ihn verweist.

Ehrenbergs letzte Sätze lauten: «Es ist das unsterbliche Verdienst der Demokratie, Mittel und Wege gefunden zu haben, um dieser notwendigen Aristokratie ständig neues Blut aus dem ganzen Volke zuzuführen und sie gleichzeitig durch die öffentliche Meinung im Zaune zu halten. Doch weder die Demokratie noch sonst ein Staatswesen ist jemals lebensfähig, wenn die herrschende Schicht sich aus Kleinbürgern zusammensetzt, und schon gar nicht, wenn diese Menschen von irreführender und demagogischer Propaganda gelenkt werden. Das gilt heute genau so wie vor zweitausend Jahren.» Er fügt dem als Anmerkung hinzu: «Ich habe die letzten Sätze unverändert aus der ersten Auflage übernommen, obwohl sie missverstanden worden sind. Ich möchte deshalb hinzufügen, dass ich natürlich an die Nazis und ihre Mitläufer dachte, als ich im Jahre 1942 von dem durch Propaganda irreführten

Kleinbürger schrieb.» Aber der irreführte Kleinbürger ist nicht ausgestorben, er findet sich auch heute noch, rechts und links, und um der «irreführenden und demagogischen Propaganda» zu entgehen, können solche Bücher für den Zeitgenossen zweifellos helfend sein.

Nur am Rande von den Dramatikern, dafür aber um so vielseitiger von der ganzen Antike, handelt der Sammelband «Kleine Schriften» von Kurt Latte. Als Nicht-Altphilologe will ich mir darüber kein Urteil anmassen; ich begnüge mich, den nachhaltigen Eindruck der Lektüre wiederzugeben. Die «Frankfurter Allgemeine» schrieb 1964 im Nachruf auf den 1881 in Königsberg geborenen Wissenschaftler, der in Göttingen lehrte: «Die Wissenschaft vom klassischen Altertum wird sich an Kurt Lattes Lebenswerk noch auf lange Zeit hinaus vergewissern können, wie man das ganze Labyrinth der Einzel- forschung zu durchschreiten vermag, ohne dabei an Sinn und Zusammenhang des Geschehens zweifeln zu müssen.» Die zahlreichen Artikel, geordnet unter die Abschnitte Religionsgeschichte, Rechtsgeschichte, Griechische Literatur, Lateinische Literatur, bestätigen auch dem Laien diese Feststellung, sei es bei den Beiträgen aus der «Realencyklopädie für die Klassische Altertumswissenschaft», wie die Artikel Orakel, Meineid, Mord im griechischen Recht, Todesstrafe, sei es bei Buchbesprechungen, die immer mit siche-

rem Überblick über den Stand der Forschung und der Stellung des besprochenen Werkes in diesem Zusammenhang geschrieben sind. Auf seine Art zeigt denn auch dieses Buch «Wege der Forschung».

Christian Jauslin

¹ Walter Jens, Einleitung zu Euripides, Sämtliche Tragödien, Kröners Taschenausgabe, Band 284/85, Stuttgart 1958. Nun auch im nachfolgenden Sammelband Euripides. – ² a) Sophokles – Wege der Forschung, Band XCV, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1967. b) Euripides – Wege der Forschung, Band LXXXIX, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1968. – ³ Wolf Hartmut Friedrich, Vorbild und Neugestaltung. Sechs Kapitel zur Geschichte der Tragödie, Kleine Vandenhoeck-Reihe 249 (Sonderband), Göttingen 1967. – ⁴ Siegfried Melchinger, Sophokles – Friedrichs Dramatiker des Welttheaters, Band 12, Velber 1966. Ders. Euripides, Band 41, Velber 1967. – ⁵ Klaus Eder, Antike Komödie, Friedrichs Dramatiker des Welttheaters, Band 30, Velber 1968. Der Vollständigkeit halber sei hier auch aus derselben Reihe erwähnt: Gilbert Murray, Aischylos, Band 47, Velber 1969. – ⁶ Sophokles, Tragödien. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Wolfgang Schadewaldt, Bibliothek der Alten Welt, Artemis-Verlag, Zürich/Stuttgart 1968. Euripides, Tragödien und Fragmente. Bearbeitet und eingeleitet von Franz Stoessl, Band II, Artemis-Verlag, Zürich 1968. – ⁷ Victor Ehrenberg, Aristophanes und das Volk von Athen, Eine Soziologie der altattischen Komödie. Bibliothek der Alten Welt, Reihe Forschung und Deutung, Zürich/Stuttgart 1968. – ⁸ Kurt Latte, Kleine Schriften zu Religion, Recht, Literatur und Sprache der Griechen und Römer. Herausgegeben von Olof Gigon, Wolfgang Buchwald und Wolfgang Kunkel, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1968.

HINWEISE

Probleme der Friedenssicherung

Abrüstung lässt sich – dies hat man in letzter Zeit immer deutlicher erkannt – erst dann verwirklichen, wenn vorgängig eine politische Entspannung erreicht worden ist. Eine besonders aufschlussreiche Illustration für diese Grundwahrheit gibt *Thomas Jansen* in seinem Buch *Abrüstung*

und Deutschland-Frage (Sozialwissenschaftliche Bibliothek Bd. 1, von Hase- & Koehler-Verlag, Mainz). Der Verfasser geht dabei in akribischer und doch klar übersichtlicher Untersuchung den Wechselwirkungen zwischen der deutschen Aussenpolitik und den verschiedenen – hauptsächlich sowjetischen – Abrüstungsinitiativen zwischen 1954 und 1956 nach. Diese

Studie ist darum gleichermassen für die Klärung der deutschen Aussenpolitik und der Deutschlandpolitik der alliierten Mächte interessant.

*

Unter dem Titel *Alternativen zum Konflikt auf der Suche nach Frieden* (Studien des Ökumenischen Rates Nr. 8, Genf) hat der Ökumenische Rat der Kirchen eine Sammlung von Vorträgen herausgegeben, in denen sich international bekannte Wissenschaftler zum Problem des Friedens äussern. Die Ausführungen des Juristen (Ulrich Scheuner), der Politologen (Jean Laloy, John W. Burton) und der Theologen (Hansjörg Ranke, Wolfgang Huber) lassen sich zwar nicht immer auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Aber gewisse Ansätze zu einem Konsens sind dennoch da, so etwa, wenn vom Problem der menschlichen Werte und des Wandels von Wertanschauungen die Rede ist.

*

In der Kommentarreihe zur Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils hat *Henri de Riedmatten*, Vertreter des Heiligen Stuhls bei den Vereinten Nationen und ihren Sonderorganisationen in Genf, als Band 10 unter dem Titel «Die Völkergemeinschaft» einen Kommentar zu den Lehren der Kirche im Hinblick auf den Weltfrieden verfasst. Interessant ist dabei vor allem die seither auch wieder in der Enzyklika «*Populorum progressio*» wieder aufgetauchte Verbindung, die zwischen der «Zwietracht in der Welt, die zum Kriege führt» und den «allzu grossen wirtschaftlichen Ungleichheiten» gezogen wird. Dieses Thema führt mitten hinein in die gesamte Problematik der Versuche der katholischen Kirche, die «Zeichen der Zeit» zu erkennen. (Bachem Verlag, Köln.)

*

Rolf Italiaander hat unter dem Titel «Frieden in der Welt – aber wie?» (Politikum-

Reihe Nr. 15, J.-Fink-Verlag, Stuttgart) eine sehr lesenswerte kleine Sammlung von Gedanken der Friedens-Nobelpreisträger herausgegeben. Die Auswahl führt von Bertha von Suttner über Fridtjof Nansen und Gustav Stresemann bis George C. Marshall und Linus Pauling und anderen. Anschliessend an die Anthologie findet sich eine interessante, kommentierte Übersicht über die bisherigen Preisträger, deren prominente Reihe 1901 mit Henry Dunant beginnt.

*

Roger Fisher, Professor für Völkerrecht an der Harvard-Universität, hat ein kleines Buch veröffentlicht, in welchem er in amüsanter und geistreicher Weise aus seinen wissenschaftlichen Bemühungen um das Problem von Krieg und Frieden Fazit zieht: «*International Conflict for Beginners*» (Harper & Row, New York). Darin beleuchtet er zunächst das Wesen des Konflikts auf internationaler Ebene und zeigt sodann die Methoden, mit denen Konflikte am besten gemeistert werden. Fishers Ausführungen sind vor allem ein Plädoyer für eine grössere Rationalität und Nüchternheit, und insofern gehört dieses Buch in die sehr wichtige Strömung des amerikanischen politischen Denkens der «realistischen Schule». Was Fisher von den sonst üblichen Gedankengängen dieser Schule abhebt, das sind die zahlreichen Bezüge auf die Ergebnisse der modernen Krisenforschung.

*

«Macht» ist ein Zentralbegriff des politischen Lebens, gleichzeitig aber auch eines der noch am wenigsten geklärten Konzepte der Politischen Wissenschaft. Allerdings liegen bereits zahlreiche Versuche vor, das Machtproblem wissenschaftlich zu erfassen. Die wichtigsten Arbeiten auf diesem Gebiet sind nun bequem greifbar im Sammelband «*Political Power – A Reader in Theory and Research*», herausgegeben von Roderick Bell, David V. Edwards und R. Harrison Wagner. (The Free Press,

New York; Collier-Macmillan, London.) Der Band, der sehr geschickt aufgebaut ist, enthält Aufsätze über die theoretischen Zusammenhänge, in denen das Machtproblem auftaucht, die verschiedenen möglichen Aspekte, es zu sehen (Spieltheorie, Kommunikationstheorie usw.), sowie über die Versuche, die Macht durch Messen in den Griff zu bekommen.

Theaterstücke und Theaterschriften

Eine chronologisch geordnete Ausgabe der wichtigsten und einer Reihe weniger bekannter *Komödien von Molière* in deutscher Übersetzung entspricht einem ständigen Wunsch des Theaterfreundes. Denn Molière wird nach wie vor viel gespielt. Dabei ist nicht ohne Belang, dass wir auch über seine eigenen Intentionen und über seine historische Theatersituation Bescheid wissen. Die Ausgabe, die mit einem Nachwort von *Victor Klemperer* Komödien-Übersetzungen von *Gustav Fabricius* und *Walter Widmer* umschliesst (Winkler-Verlag, München 1970), bringt auch Molières Vorreden zu den Komödien und erlaubt dem Leser dadurch, etwa im Fall von «Tartuffe» zu erkennen, wie gross offenbar die Provokation dieser Komödie war, wie tief sie empfunden und wie heftig Molière gegenüber darauf reagiert wurde, so dass er dem Druck des Werks ein Vorwort vorausschicken musste. Er klärt darin die Frage, ob – wie man ihm vorgeworfen hat – «solche Dinge nicht auf die Bühne gehören», und er meint, wenn es Aufgabe des Schauspiels sei, die Laster der Menschen zu bessern, so sei nicht einzusehen, weshalb es Laster geben sollte, die davon auszunehmen wären. – Zu den Übersetzungen bleibt anzumerken, dass Fabricius den Alexandriner durch einen sechsfüssigen Jambus ersetzt. Der Zäsurzwang fällt weg, und es ergibt sich eine gut fließende, gut sprechbare Fassung. Victor Klemperers Nachwort ist ein umfassender Essay über Molières Komödienwerk.

*

Arnold Wesker, Jahrgang 1932, ist einer der Dramatiker, die in unserer Zeit gegen Philistertum und Indifferenz mit Bühnenstücken anrennen. Wesker tut es aus einer künstlerischen Haltung heraus, die durch die Realität hindurch Utopie durchscheinen lässt, die des Kochs Peter zum Beispiel in der «Küche». Man kann Wesker jetzt gründlicher und umfassender kennen lernen dank der Ausgabe der *Gesammelten Stücke*, die in deutscher Übertragung erschienen ist (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1969). Sie enthält neben dem Stück «Die Küche» noch «Hühnersuppe mit Graupen», «Tag für Tag», «Nächstes Jahr in Jerusalem», «Der kurze Prozess», «Die vier Jahreszeiten» und «Goldene Städte». Was diesen englischen Dramatiker auszeichnet, das ist seine Unmittelbarkeit, seine Nähe zum Detail und seine Vertrautheit mit dem grauen, widerständigen Alltag. Er tritt in seiner Gesellschaftskritik nicht als Ideologe auf, sondern als Zeuge.

*

Das Phänomen *Rolf Hochhuth* steht erneut im Blickfeld: in Stuttgart ist seine «Tragödie» mit dem lapidaren Titel *Guerillas* uraufgeführt worden, ein Stück, das an einem Traktat in der Form eines konventionell gebauten Dramas (mit unzähligen Einschüben, Zitaten und Anmerkungen) einen Staatsstreich in den Vereinigten Staaten von Amerika vordemonstriert. Ein Senator konspiriert und plant den Umsturz von oben. Sein Ziel: die Oligarchie der «einhundertzwanzig Familien, denen alle restlichen gehören», durch einen Coup d'état zu brechen. Das Stück ist gleichzeitig mit der Uraufführung auch im Druck erschienen (Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg 1970). Es ist ein weiterer Beleg dafür, dass Hochhuth als Dramatiker uninteressant und ermüdend ist, unfähig, einen Dialog zu schreiben, in dem nicht Papier raschelt. Es ist Zeitungspapier, und da im neusten Fall nicht wie im «Stellvertreter» oder in den «Soldaten» eine Bluttransfusion aus dem Bewusstsein des Lesers oder

Zuschauers, der ein lebendiges Bild des Kostüm- und Maskenträgers auf der Bühne in sich trägt, stattfindet, wird diese Schwäche vollends deutlich. Aber wenn wir vom Phänomen Hochhuth gesprochen haben, so meinen wir, dass man ihn trotz gravierender und eigentlich vernichtender Einwände, die ästhetisch, stilkritisch, vom Standpunkt des Metiers aus begründet sind, als einen der wichtigsten Dramatiker bezeichnen kann, wie das ein amerikanischer Kritiker bei früherem Anlass getan hat. Und dies allein seiner unbestreitbaren Wirkung wegen. Man wird auch «Guerillas» heftig diskutieren, es werden sich die Geister auch an diesem Stück scheiden. Es zwingt wiederum zur Auseinandersetzung mit Fakten, Gerüchten, Aussprüchen und Verhältnissen, die im Informationsbrei der Massenmedien gegeben sind und dennoch nicht ins öffentliche Bewusstsein geraten. Hochhuth erreicht es. Das veranlasst manchen, darüber hinwegzusehen, mit welchen Mitteln und Techniken er es erreicht. Die Diskussion nicht nur um die politischen Positionen, die Hochhuth vertritt, sondern auch die Diskussion um die Funktion des Theaters hat durch «Guerillas» neues Anschauungsmaterial erhalten.

*

Von *Pavel Kohout* sind die deutschen Übersetzungen von drei Bühnenwerken erschienen: *August August*, *August*, *So eine Liebe* und *Reise um die Erde in 80 Tagen* (alle drei Verlag C. J. Bucher, Luzern-Frankfurt am Main 1969). Es sind die Stücke, die Kohout auch bei uns als einen interessanten

und versierten Bühnenautor bekannt gemacht haben.

*

Ein gewichtiger Band *Schriften zum Theater* liegt jetzt von *Berthold Viertel* vor, der 1953 in Wien verstorben und einer der grossen Experimentatoren und Erneuerer des Theaters dieses Jahrhunderts gewesen ist (Kösel-Verlag, München 1970). Zwischen Bühne und Schreibtisch spannt sich Viertels Werk: ihm sind nicht nur bedeutende Inszenierungen zu danken, sondern auch literarische Werke. Ernst Ginsberg hat seinerzeit die Dichtungen herausgegeben. Nun ediert Gert Heidenreich die Schriften zum Theater, mit ausführlichem Quellennachweis, Namen- und Titelregister und einem Vorwort von Herbert Jhering. Über Dramen und Dramatiker hat Viertel unzählige Aufsätze verstreut publiziert, hat sich zur Damentheorie geäussert, Schauspielhäuser und Theaterstädte charakterisiert und auch Theaterkritiken geschrieben. Von besonderem Interesse dürften heute seine Überlegungen zur Theatertheorie und Theaterpraxis sein, weil sie geeignet sind, die vielfach verworrene Diskussion um die Wirkung, die Krise des Theaters, den «Schauspieler-Sozialismus» und andere Fragen, die uns heute wieder bewegen, im Vergleich mit früheren Auseinandersetzungen zu überdenken. 1918 hat Viertel im Prager Tagblatt ein Feuilleton veröffentlicht mit dem Titel «Das Glück, Theaterdirektor zu sein». Man kann diesen Aufsatz, wie übrigens die Sammlung der Theaterschriften insgesamt, zur Lektüre nur empfehlen.